

HERMANN MEIER-CRONEMEYER

Israel — zwischen Legende und Wirklichkeit

Ein Literaturbericht

Welch legendären, romantischen Klang Israel in der deutschen Publizistik gewonnen hat, schlägt sich am deutlichsten in den Buchtiteln nieder. Da heißt es: „Der Wind weht, wo er will“ und „Die Wüste wird leben“. Beliebte sind auch Verbindungen mit dem „gelobten“, dem „heiligen Land“. Was hier noch schlicht „Land der Bibel“ heißt, wird dort zum „Volk der Bibel im Land der Väter“. Biblisch raunt's „Und will Rachels Kinder wieder bringen in das Land“, am klangvollsten aber, wenn Wüste und Bibel sich verbinden: „Die Wüste jubelt in Davids Land“. Auch knappere Titel tun's selten unter „Israel —“ und dann folgt „Heimat der Heimatlosen“, „Abenteuer einer neuen Heimat“, „Abenteuer und Wagnis“, „Land der Hoffnung“. Und „Pioniere der Hoffnung“ gibt es auch.

Dennoch wäre es verfehlt, dieses sich schon in den Titeln verratende Israelbild allein dem nach Auschwitz nur zu verständlichen Bemühen um „Wiedergutmachen“ auch im Literarischen zuzuschreiben, das sich nicht zuletzt in einem fast vollständigen Versagen der Kritik kundtut, sieht man einmal von den Literaturberichten der *Germania Judaica* in Köln ab. Die Verklärung Israels reicht weiter zurück, sie wurzelt auch in der Geschichte der zionistischen Jugend- und Arbeiterbewegung in Palästina selber, vor allem im Mythos der 2. Alija, jener Einwanderungswelle der Generation von *Ben Gurion*, *Ben Zvi* und *Eschkol*, die seit 1905 in das damals noch türkische Palästina einsickerte; ein Mythos, der hier weit mächtiger wurde als anderswo *Sorels* Mythos des Generalstreiks. Gleichwohl lohnte es sich, der Affinität zwischen jenen beiden Mythen einmal nachzugehen und überhaupt auf den anarchosyndikalistischen Aspekt der jüdischen Arbeiterbewegung in Palästina hinzuweisen, was bisher nur *Theo Pirker*¹⁾ und auch das mir andeutungsweise unternommen hat. Die „Pioniere der Hoffnung“ kamen freilich weit weniger einer Hoffnung zuliebe ins Land, als aus der trotzigen Verzweiflung derer, für die das jüdische Städtl im Ansiedlungsrayon des Zarenreiches unerträglich geworden, mit dem Scheitern der ersten Revolution aber auch die sozialreformerischen Träume verfliegen waren.

1) Die Histadrut, Gewerkschaftsprobleme in Israel, Basel—Tübingen 1965 — Vgl. Gewerkschaftliche Monatshefte 1966, S. 125 f.

Daß man die Revolution von 1905 „jüdischer Initiative anlastete“ — wie Scholz²⁾ schreibt —, war nicht ganz unberechtigt, war doch der Anteil von Juden an den revolutionären Kadres nicht unbeträchtlich. Freilich handelte es sich bei dieser 2. Alija, wie schon ihr Name sagt, keineswegs um die „erste große Rückwanderung in das Land der Vorfahren“, die hatte vielmehr nach den russischen Pogromen des Jahres 1882 eingesetzt, und groß waren sie beide nicht. So beginnt das Ärgernis bei der Lektüre des Scholz'schen Buches gleich auf der ersten Textseite. Merkt Scholz nicht, welche leere Phrase dieses „Land der Vorfahren“ ist, spürt er nicht, daß „Gastrecht anderer Völker“ dem antisemitischen, „Heimatrecht“ dem Sprachgebrauch der Vertriebenen-Verbände entstammt? In der *Balfour-Deklaration*, die wichtig genug wäre, beim Namen genannt zu werden, wird mitnichten von einem „Heimatrecht“ gesprochen, sondern von dem Wohlwollen, mit dem die Regierung Großbritanniens „die Errichtung einer nationalen jüdischen Heimstätte in Palästina“ ansehe; von Recht ist nur insofern die Rede, als nichts geschehen solle, was die bürgerlichen oder religiösen Rechte der bereits in Palästina bestehenden nichtjüdischen Gemeinden beeinträchtigt.

Ich folge der deutschen Übersetzung der Memoiren von *Chaim Weizmann*, der übrigens keineswegs der Sohn eines „armen Holzfällers“ war, sondern immerhin eines Mannes, der „seinen Arbeitern“ die zu fällenden Bäume bezeichnete und sich „Dienstboten“ leisten konnte. Ich muß es mir versagen, den an Kinderaufsätze erinnernden Text und die schludrig hingehauenen, mit hochlobenden Adjektiven nur so um sich werfenden Bildunterschriften Seite für Seite durchzugehen. Angemerkt aber sei zumindest, daß den Einwanderern der dritten und vierten Alija keineswegs eine starke sozialdemokratische Partei, die Mapai, zur Seite stand. Die entstand nämlich erst 1930 durch die Vereinigung der stark marxistischen Achdut Avoda mit dem, wie es gemeinhin heißt, volkssozialistischen Hapoel Hazair. Als bewaffnete jüdische Selbsthilfeorganisation ausgerechnet die Terrororganisation von Stern zu nennen, die weitaus bedeutendere Hagana der Gewerkschaft aber unerwähnt zu lassen, grenzt an Geschichtverfälschung, wie sie nicht einmal einem Menschen der rechten Cherut-Partei in Israel einfiel. Auch gehört in den „Moschvei Ovdim“ (nicht Moschavot Ovdim), genossenschaftlichen Dörfern, der Boden nicht einer Genossenschaft, sondern dem Jüdischen Nationalfonds.

Nachdem Scholz von den „Moschavoth Schitufi“ (richtig: Moschavim Schitufim) gesprochen hat, heißt es dann: „In diesen Moschavoth befinden sich Boden, Haus, Vieh usw. im Privateigentum“, was gleich zweimal falsch ist. Mögen die Übergänge zwischen den verschiedenen Genossenschaftsformen auch manchmal fließend sein, zwischen den in irgendeiner Form immer genossenschaftlichen Moschavim und den privatwirtschaftlichen Moschavot ist scharf zu unterscheiden. Die Moschavim Schitufim sind morphologisch den Kolchosen vergleichbare Unternehmen, Boden und Haus befinden sich also nicht im Privatbesitz, sondern nur die den individuellen Haushalten angegliederten Nebengewirtschaften. „Der Aufbau eines Kibbuz begann“ keineswegs „zumeist mit der Errichtung endloser Reihen von Wellblechbaracken“, sondern gewöhnlich mit dem von Zelten, während Wellblechbaracken das charakteristische Bild der nach dem Unabhängigkeitskrieg errichteten Übergangslager (Maabarot) wurden.

Ich weiß wahrhaftig nicht, was schlimmer ist, die falsche Information oder der zuweilen geradezu verkitschte Stil, für den hier als Beispiel nur eine Bildunterschrift genannt sei: „Im Kinderheim des Kibbuz wird fleißig gelernt. Alle wissen, vom Können eines jeden einzelnen hängt es ab, ob der Aufbau Israels vorwärtsgetrieben werden kann.“ Na ja, vielleicht wissen sie's wirklich, interessiert sind sie jedenfalls, wie Kinder anderswo, mehr an Fußball und Eiskrem. Zu allem Überfluß fotografiert Arno Scholz

2) Arnold Scholz, *Israel — Land der Hoffnung*, Arani-Verlags-GmbH, Berlin 1966. 200 S. mit 61 ganzseitigen Abbildungen, Ln. 16,80 DM.

kaum besser als er schreibt, sofern es sich nicht bei den meisten Bildern um Archiv- und Agenturmaterial handelt. Nein, gut gemeint ist nicht nur, wie *Gottfried Benn* meinte, das Gegenteil von Kunst, sondern kann auch politisch verhängnisvoll werden.

II

Nicht unbeträchtlich zur Verklärung Israels beigetragen haben auch jene deutschen Juden, die, innerlich nie fertig geworden mit der Verfolgung ausgerechnet in dem Lande, in dem die Assimilation am weitesten gediehen war, die neue, aufgezwungene Heimat nur zu gerne mit einem Glorienschein umgeben. Ein beredtes Zeugnis hierfür liefert *Simon Sachs*³), obwohl auch er „die Klischeevorstellungen vom Land begeisterter Idealisten und blühender Kibbuzsiedlungen“ bemängelt. Weist schon der Titel des vom Verlag sehr hübsch präsentierten Bändchens auf Poesie hin, so versteigt *Inge Aischer-Scholl* sich in ihrem Vorwort dazu, den „Grünen Traum“ als Heimweh nach dem Regen, dem satten Grün des Kindheitslandes just so zu deuten, als sei diese „unheilbare Krankheit“ eine der „Kräfte..., welche aus jenem Land in der Wüste ergrünende Wunder“ gemacht haben. Sicherlich darf man Sachs abnehmen, daß die jungen Einwanderer aus Deutschland von der Vision erfüllt waren, das Land ergrünen zu lassen, die Einwanderung ins damalige Palästina aber „wirklich“ als „Aufstieg“ zu bezeichnen, wie die wörtliche Übersetzung von Alija lautet, verniedlicht ihre Vertreibung, die Trennung von den Eltern. Der Verfasser fand von den seinen eine Akte im Archiv der Gestapo, die ihre Deportation in ein „Arbeitslager“ in Minsk registrierte. Allein, des Verfassers Hang zu unsinnigen Reflexionen beraubt auch diese Szene der erschütternden Wirkung, die ihr zukäme. Sein Drang zur Dramatisierung unterminiert andererseits die Überzeugungskraft verbürgter Szenen. Während die jungen Siedler von Beit Haarava, einem Kibbuz am Toten Meer, die in unsäglich mühsamer Arbeit das Salz aus dem Boden wuschen, tatsächlich die Erde in den Mund nahmen, um zu spüren, ob sie schon weniger salzig wäre, schliefen sie seelenruhig, als die Dämme eines Fischteiches brachen. Sachs macht daraus: „Wir standen in den gurgelnden Fluten ... mit unseren Körpern füllten wir den Durchbruch ... bis zum Morgengrauen.“

Selbst wenn man dieses Kriterium der Glaubwürdigkeit beiseite läßt, vermögen die Skizzen, die der Verfasser im Hauptteil des Bändchens von jungen Einwanderern entwirft, nicht zu überzeugen. Obwohl der Lebenslauf der Kinder eingeblendet ist in Szenen, in denen der Verfasser übrigens stets die Hauptrolle spielt, bleiben die Figuren vollkommen flach, ohne Leben. Trotz der offenbar um dichterische Gestaltung bemühten Sprache wird damit die Chance verpaßt, die Kunst bloßer Wissenschaft voraus hat. Logische Schnitzer verleiden die Lektüre noch mehr, so daß dem Rezensenten nur der Trost bleibt, in der deutschen Ausgabe nicht mehr wie in der hebräischen als der hochgewachsene, blonde deutsche Student mit scharf geschnittenen Zügen zu erscheinen, der behauptete, seine Familie habe während der Nazizeit Juden versteckt, sich aber dennoch schämt, ein Deutscher zu sein. — Ich bin klein, dunkel und erfreue mich rundlicher Wangen.

III

Da Reiseberichte aus dem Palästina der zwanziger und dreißiger Jahre, solange es keine gründliche Darstellung der Vorgeschichte des Staates Israel gibt, immer noch die aufschlußreichste Einführung in das Verständnis auch des modernen Israel bieten, greift man trotz des wiederum so überspannten Titels voller Hoffnung zu einem Bande, der drei Berichte von *Joseph Kessel*⁴), darunter einen aus dem Jahre 1924, verspricht.

3) Simon Sachs, *Der grüne Traum, Jugend in Israel*, Juventa-Verlag, München 1966. 120 S., Ln. 11,80 DM.

4) Joseph Kessel, *Glühendes Land — Land der Verheißung, Israel 1924 — 1948 — 1961*, Verlag Kurt Desch, Mündien 1966. 204 S., brosch. 11,80 DM.

Während jedoch Bücher wie die von *Wolfgang Weisl*, *Arthur Holitscher*, *Alfred Wiener* und *Kurt Stechert* — um nur einige zu nennen — faszinieren durch die Art, in der Fakten durch ein persönliches Temperament gesehen werden, die Weise, in der Informationen mit Impressionen verbunden sind, löst sich Kessels Bericht in Impressionen auf, und die ohnehin spärlichen Informationen sind von zweifelhaftem Wert. So heißt es, Trumpeldor sei mit sechzig jungen Mädchen aus Rußland aufgebrochen, ein Vorgang, von dem seine Biographen ebensowenig zu berichten wissen wie von seiner Gründung „der“ Arbeiterbrigaden. Offenbar denkt der Verfasser an den Gdud Avoda, der nach dem Tode Trumpeldors gegründet und nach ihm benannt wurde. Und daß Trumpeldor einem „Ansturm“ erlegen sei, ist Legende. Er kam im Frühjahr 1920 in einem Handgemenge um, das entstanden war, nachdem man Araber in den Hof Tel Chai eingelassen hatte, um sie von der Friedfertigkeit der jüdischen Siedler zu überzeugen. Je geringer die Kenntnisse, desto verstiegener wird die Verklärung. Spricht Simon Sachs von der „heldenmütigen Verteidigung Galiläas“ durch Trumpeldor, so werden bei *Salcia Landmann*⁵⁾ gleich „Heldentaten“ aus dem, was möglicherweise nur eine Dummheit war. Immerhin hatte selbst der militante *Jabotinsky*, später der geistige Führer der Terroristen, davor gewarnt, sich mit den arabischen Räuberbanden einzulassen, welche sich die politische Unsicherheit an der noch nicht festgelegten Grenze zwischen englischem und französischem Mandatsgebiet zunutze machten.

Von den Kvuzot, genossenschaftlichen Gruppen und Vorläufern der Kibbuzim, heißt es bei Kessel recht irreführend, sie gehörten zu einer zentralen Organisation, die ihnen das Land, die Gerätschaften und das Vieh zuteile, und auch ihre Mitglieder auswähle. In Wirklichkeit war die Verteilung des Landes Aufgabe der zionistischen Institutionen, die aber waren nicht eine zentrale Organisation der Kvuzot, welche sich im übrigen damals die Auswahl ihrer Mitglieder durch eine andere Instanz als eben die Gruppe selber verbeten hätten. Selbst *Erika Spiegels* großartiges Werk, von dem noch zu reden sein wird, ist, was dieses Thema anbetrifft, an einer Stelle nicht sehr präzise, wenn sie Merchavia, die Gründung *Franz Oppenheimers*, als einen Kibbuz bezeichnet. Das wurde sie erst wirklich, als sich dort 1929 eine Gruppe des Schomer Hazair unter *Meir Jaari*, einem immer noch prominenten Mitglied der heutigen Mapam, dauernd niederließ.

Im zweiten, 1948 geschriebenen Teil entwirft Kessel dann schön geschriebene, poetisch überhöhte Skizzen vom israelischen Unabhängigkeitskrieg, die — da ihr informativer Gehalt minimal ist — dem vorherrschenden Israelbild allenfalls ein paar Tupfen aufsetzen. Auch der dritte Teil, ein atmosphärisch zuweilen dichter Bericht über den *Eichmannprozeß*, steuert zum Verständnis des Landes so gut wie nichts bei. Nachdem der Autor sechzig Seiten lang Eichmann dämonisiert hat, geht ihm am Ende selber auf: „Verhielt es sich im Grunde einfach so, daß das ganze Geheimnis um ihn darin bestand, daß es kein Geheimnis war?“

IV

Abermals gewarnt nimmt man noch ein Israelbuch selbst dann nicht gerne in die Hand, wenn es in der vorzüglichen Reihe „Europäische Perspektiven“ des Europa-Verlages erschienen ist. Um so erstaunter wird man gewahr, wie einen schon das Vorwort gefangennimmt. Hier schreibt ein Jude, der, ohne in das Pathos neuer Israeli zu verfallen, genau die engagierte Distanz mitbringt, die man sich eigentlich von allen Autoren sogenannter Sachbücher wünschen möchte. Ehe ihm die Ausrottung seiner Familie das Bewußtsein seiner Zugehörigkeit zum Judentum aufzwang, war *Frei*⁶⁾ als Sozialist der Meinung

5) Siehe Besprechung des Buches von Kessel in der Welt der Literatur, 10. Nov. 1966.

6) Bruno Frei, Israel zwischen den Fronten, Utopie und Wirklichkeit, Europa-Verlag, Wien—Frankfurt—Zürich. 1965. 197 S., brosch. 12,80 DM.

Kautskys gewesen, „nur aus dem Antisemitismus, aus der Verfolgung (ziehe) das Judentum als besondere, von seiner Umgebung abgesonderte Korporation seine Existenz“. Im Zionismus sah er eine Schachfigur der britischen Kolonialpolitik im Nahen Osten und bewunderte gleichwohl am Zionismus die „Wiedergeburt eines Volkes, dessen Entwicklung durch Religion und Eigendünkel verkrüppelt war“. So steht denn auch die Frage „Wer ist Jude?“ am Eingang seines Buches. Was Israel anbetrifft, so diskutiert er sie anhand der Fälle *Daniel Rufeisen* und *Rina Eitani* sowie jener Angehörigen der Bnei Israel, die sich, aus Indien eingewandert, dem Verdikt des Oberrabbinats ausgesetzt sahen, bei Eheschließungen mit Juden formell dem Judentum beitreten zu sollen, weil sie als Kinder oft von Nichtjüdinnen keine wirklichen Juden seien. Der Verfasser scheut sich nicht, den Orthodoxen in Israel vorzuwerfen, sie trügen — im Gegensatz zu einer weitverbreiteten Meinung — zur Trennung von europäischen und orientalischen Juden bei.

Was aber Freis Buch von anderen Israelbüchern abhebt, ist nicht einmal so sehr, daß er fleißig die ihm zugängliche israelische Presse ausgewertet hat, anders als Scholz nicht in den naiven „Seid nett zueinander“-Ton verfällt, sondern daß er sich ernstlich um ein Verstehen des Araberproblems — innen- wie außenpolitisch — bemüht. Manchmal allerdings verfälscht dieses Bemühen die Realitäten, etwa wenn er von wirtschaftlicher Not der Araber in Israel spricht. Die arabischen Bewohner eines Vorortes von Jerusalem, die bis in den Staatsgerichtshof gingen, als ihnen 1964 bei einer Grenzkorrektur drohte, jordanische Staatsangehörige zu werden, wußten sehr gut, weswegen sie Israeli bleiben wollten. Das Paradoxe der Situation ist ja gerade, daß es den Arabern in Israel besser geht als in jedem arabischen Land, sie aber dennoch den Einflüsterungen *Nassers* erliegen, weil die Regierung es nicht verstanden hat, sie psychologisch für sich zu gewinnen.

Wenn Frei bemerkt, die Israeli könnten sehr viel zu einer Verständigung beitragen, brächen sie „aus der von chauvinistischen Meinungsmachern geschürten Massenhysterie der belagerten Festung“ aus, so trifft dies zwar eine Seite des Problems, läßt aber übersehen, daß eine solche Stimmung wie jüngst durch arabische Sabotageakte wieder geschürt wird. Dankenswerterweise informiert der Verfasser auch über die um Verständigung bemühten Gruppen des *Jeune Afrique* auf arabischer und von *New Outlook* und *Olam Hasä* auf israelischer Seite. Ausdrücklich empfahl schon eine 1955 im Auftrage der Carnegie-Stiftung für internationalen Frieden von einer Arbeitsgruppe der Hebräischen Universität in Jerusalem verfaßte Studie als langfristiges Ziel der israelischen Außenpolitik die „Integration in die asiatische Umwelt“. Zweifellos zu Recht betont der Verfasser, daß diese eher zu erreichen sei, wenn Israel nicht als Brückenkopf des Westens in der arabischen Welt erscheine, es sich vielmehr zu den blockfreien Staaten schlüge. Nur sollte Freis Vorliebe für die linkssozialistische Mapam nicht dazu führen, in den Sowjets reine Unschuldengel zu sehen. Immerhin ist die Version, daß die UdSSR, als sie den Staat Israel gründen half, einen Unruheherd schaffen wollte, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Schließlich heizt sie durch Waffenlieferungen an die arabischen Staaten das Wettrüsten nicht minder an als die USA. Schreibt Frei: „Das ursprüngliche Konzept des Judenstaates in Palästina war realistisch, bevor es unter der Führung der (sozialdemokratischen) Mapai ‚realpolitisch‘ wurde“, so vertraut er allzusehr den Proklamationen der Linken, übersieht aber beispielsweise die Rolle, welche die Kibbuzim der heutigen Mapam bei der Eroberung des Bodens und damit der Fundierung des Staates Israel im ganz wortwörtlichen Sinne gespielt haben. Deshalb merkt Frei ebensowenig wie Scholz, daß die Bewässerung des Negev keineswegs eine unbestreitbare Lebensnotwendigkeit für Israel darstellt. Das ist sie möglicherweise nicht einmal unter militärischen, geschweige denn unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten, vielmehr spielen Prestigemomente hinein. Freis Faible für die Argumentation der Mapam und der Kommunisten, das sich ganz deutlich auch in der Auswahl des dokumentarischen Anhangs ausdrückt, mag indes hingenommen werden, weil vielleicht nur so gezeigt werden kann, daß die

israelische Politik im Lande selber keineswegs so unbestritten ist, wie es in der Bundesrepublik erscheint. Jedenfalls legte ich das Buch trotz seiner Mängel in dem Gefühl aus der Hand, endlich einem Israelbuch begegnet zu sein, von dem man hoffen möchte, daß es in die Hände möglichst vieler Leser gelangt. Vielleicht könnte es dann die Gewerkschaften anregen, eine Politik zu revidieren, die sich allzu einseitig auf Mapai- und Rafikreise als Partner stützt, die Linke in der Histadrut aber unangefochten mit der DDR liebäugeln läßt.

V

Im Gegensatz zu dem Buche Freis werden die übrigen hier anzuzeigenden, vom Thema her notgedrungen trockenen Werke nur einen kleinen Kreis von Experten ansprechen. Deshalb erscheint es sinnvoll, hier zumindest eine Vorstellung von dem Faktenreichtum zu vermitteln, den sie bergen.

Die erste der fünf jetzt von der List-Gesellschaft neu vorgelegten Studien ist dem *Hafen Haifa*⁷⁾ gewidmet, der 1929 bis 1933 vor allem für die britische Kriegsflotte gebaut wurde, weshalb im Unterschied zu der Anlage großer europäischer Handelshäfen wie Marseille, Rotterdam oder Hamburg das Hafenbecken verhältnismäßig groß ist, aber nur über wenige Kailiegeplätze verfügt. Gemäß dem Konzept traditioneller britischer Kolonialpolitik hatte man mit einer Industrialisierung Palästinas nicht gerechnet. Die Gebrauchsgüter sollten aus Großbritannien bezogen werden.

Der eigentliche Aufschwung des Haifaer Hafens setzte daher erst nach der Gründung des Staates Israel ein. Von 1949 bis 1963 stieg der Güterumschlag um fast 900 %, macht aber immer noch nur rund ein Sechstel des Umschlages der Rheinhäfen beider Basel aus. Welche Bedeutung der Hafen in Haifa dennoch für Israel hat, erhellt aus der Tatsache, daß 84% des israelischen Außenhandels dort abgewickelt werden. Da ein Großteil der von der Bundesrepublik an Israel geleisteten Reparationen für die Erweiterung der Handelsflotte verwandt wurde, stieg die Beteiligung der israelischen Flagge am Seeverkehr des Landes von 1955 bis 1962 von 27% auf 46%, womit nicht nur Devisen gespart werden konnten, sondern Israel auch unabhängig wurde von den handelspolitischen Pressionen arabischer Staaten auf ausländische Reedereien, die mittlerweile ihre Routen im östlichen Mittelmeer in einen arabischen und einen israelischen Flügel aufgeteilt haben.

Was den Haifaer Hafen von den Freihäfen Europas außerdem unterscheidet, ist das völlige Fehlen uneingeschränkter Möglichkeiten für die Lagerung und die Weiterverarbeitung von Gütern. Weil die Kapazität des Hafens zudem durch den saisonbedingten Export von Zitrusfrüchten zeitweise stark blockiert wird, entschloß sich die Regierung, unterstützt durch die Weltbank, in Aschdot einen neuen Hafen zu bauen. Am Beispiel Aschdot illustrierte *Frei* übrigens den gesellschaftlichen Wandel Israels seit der Staatsgründung. Als der Bürgermeister von Natania von den Plänen erfuhr, kaufte er kurzentschlossen Land in Aschdot auf und verkaufte es dann weiter an die Regierung, was ihm umgerechnet rund 160 Millionen DM einbrachte, von denen er, nachdem der Skandal aufgefliegen war, die Hälfte zurückerstattete. Überhaupt sind gerade manche Gemeinden, vor allem in Entwicklungsgebieten, zu Stätten einer parteipolitisch gefärbten Korruption geworden, die Rathäuser sind durchaus nicht immer Ausdruck städtischer Demokratie.

Gestützt auf ein umfangreiches statistisches Material diskutiert *Bernd Menzinger* nicht nur die Entwicklungschancen des Haifaer Hafens im Verhältnis zu Aschdot, sondern auch spezielle Probleme wie die Hafenkosten und -tarife, wobei er betont, daß von einer preispolitischen Konzeption der israelischen Hafenverwaltung bis heute kaum die Rede

7) Bernd Menzinger, *Der Hafen Haifa*, Kyklos Verlag und J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Basel—Tübingen 1966. 165 S., Ln. 24,— DM, brosch. 20,— DM.

sein könne. Das einzige, was man an dieser ansonsten beispielhaften Monographie vermißt, ist eine Untersuchung des gewerkschaftlichen Einflusses in den Hafendiensten und der brisanten arbeitspolitischen Problematik, die sich immer wieder in wilden Streiks entlädt.

VI

Guido *Tischler*⁸⁾ entwirft zunächst einen Überblick über die Entwicklung der *Energie-wirtschaft* in Palästina, wo das seit Anfang der dreißiger Jahre von Kirkus im Irak nach Haifa geleitete Erdöl allmählich Brennholz und die aus England importierte Kohle als Energiequellen verdrängte. Obwohl die Ölleitung im Unabhängigkeitskrieg unterbrochen wurde, blieb die Raffinerie in Haifa das Rückgrat der israelischen Energieversorgung, gespeist seit nunmehr vier Jahren insbesondere durch eine Pipeline von Eilat am Roten Meer aus. Da die internationalen Erdölkonzerne die Araber nicht vergraulen wollten, traten sie ihre Interessen an die israelische Staatsgesellschaft Delek und die Gesellschaft „Paz“ des englischen Finanziers *Sir Isaac Wolfson* ab.

Nachdem auch Socony Mobil an Sonol, eine Gesellschaft der Soneborn-Gruppe, und die Haifaer Raffinerie 1959 an die von der Regierung kontrollierte Gesellschaft Posit Properties Ltd. übergegangen sind, unterliegen alle Zweige der Erdölversorgung israelischer Kontrolle. Zu dem wirtschaftsmorphologischen Kuriosum, daß die von der Regierung erbaute Pipeline durch den Negev an eine Finanzgruppe unter Führung von Baron *E. de Rothschild* gegeben wurde, die weder in der Produktion noch im Absatz tätig ist, wirft Fischler die Frage auf, ob die Leitung nicht besser in öffentlichen Händen geblieben wäre. Das 1955 erschlossene Chelefeld deckt nur 7% des Erdölverbrauchs, und das Interesse des ausländischen Kapitals ließ rasch nach, obwohl vor einigen Jahren ein weiteres Feld, Kochav, entdeckt wurde. Zur Zeit gehen die Überlegungen dahin, die negativen Auswirkungen der Aufsplitterung in mehrere kleine Schürfgesellschaften durch eine aktivere Rolle des Staates zu mildern.

Im Bereich der Elektrizitätserzeugung erwarb der Staat 1953 das gesamte Aktienkapital der in London registrierten Palestine Electric Corporation, die ein Jahr später ebenfalls die Jerusalem Electric and Public Service Corporation übernahm. Des weiteren behandelt der Verfasser Erdgasvorkommen und die potentiellen Energiequellen Wind, Sonne und Atomspaltung sowie Kosten, Preise und Marktformen der einzelnen Energiesektoren. Eindringlich weist er darauf hin, daß Israel eines der wenigen Länder ist, in denen das Wasser einen negativen Einfluß auf die Energieversorgung ausübt. „Es gibt hier kein einziges Wasserkraftwerk, vielmehr beanspruchen die Bewässerungsanlagen rund ein Drittel der gesamten Energieproduktion.“

VII

Die Erdgasquellen Zohar, Kidod und Hakanaim in der Nähe von Arad im Negev sollen auch der *Textilindustrie* zugute kommen, die bisher bereits von den niedrigen Energiepreisen profitierte. Als Startindustrie diente die Textilerzeugung schon in der Negevstadt Dimona, deren Besiedlung 1955 mit der Errichtung von zwei Textilbetrieben begonnen wurde. Überhaupt hatte die Textilbranche, zu der *Kleiner*⁹⁾ in seiner Studie auch die Bekleidungsindustrie rechnet, bei der industriellen Erschließung Palästinas durch die Juden seit der 4. Einwanderungswelle der Jahre 1924/25 und dann seit 1933 eine bedeutende Rolle gespielt. Wie in der Landwirtschaft wirkten sich die zwangsweise Ab-

8) Guido Fischler, *Energiewirtschaft in Israel*, Kyklos Verlag und J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Basel—Tübingen 1965. 110 S., Ln. 17,80 DM, brosch. 14,— DM.

9) Jacques Kleiner, *Die Textilindustrie in Israel*, Kyklos Verlag und J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Basel—Tübingen 1966. 167 S., Ln. 26,— DM, brosch. 22,— DM.

schirmung des Binnenmarktes während des zweiten Weltkrieges und schließlich die Maschinen- und Rohstofflieferungen nach dem Luxemburger Abkommen sehr günstig aus. Da es Israel zugleich gelang, eine der besten Baumwollsorten der Welt zu züchten und auf künstlich bewässerten Böden den höchsten Durchschnittsertrag zu erzielen, wurde zunächst der Ausbau der Baumwollspinnereien forciert, so daß bis heute ein Ungleichgewicht zwischen Spinn- und Webkapazität besteht. Seitdem im Oktober 1964 erstmals hochwertige Acrylfasern hergestellt wurden, verlagert sich die Produktion mehr von den Baumwollerzeugnissen weg, doch bleibt die Textilindustrie nicht nur der größte Arbeitgeber des Landes, sondern nach der Diamantenindustrie auch der zweitgrößte Industrieexporteur.

Mußte Kleiner sich bis dahin auf ein Referat der Fakten beschränken, so tritt in den Ausführungen über die Marktverhältnisse, Produktivität und Kosten zunehmend eine herbe Kritik der mangelnden Wettbewerbsfähigkeit und damit der gesamten Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik hervor. Wenn Kleiner jedodi eine Liberalisierung der israelischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung für notwendig hält, andererseits aber am Schluß ausdrücklich Zwangsmaßnahmen zur Ansiedlung höher qualifizierter, westlicher Einwanderer in den Entwicklungsgebieten vorschlägt, so kann ich nur sagen: „Netter Liberalismus!“ Im Gegensatz zu *Erika Spiegel* verkennt Kleiner, daß damit die Einwanderung aus hochindustrialisierten Ländern vollends unterbunden würde. Überhaupt läßt das Buch an einigen Stellen erkennen, daß sich Kleiner außerhalb seines Fachgebiets nur wenig mit der Geschichte und der Problematik des Landes vertraut gemacht hat.

VIII

Trotzdem fällt *Martin Pullmanns*¹⁰⁾ Darstellung des Kibbuz gegenüber Kleiners Studie merklich ab. Entgegen der Zielsetzung des gesamten Forschungsprojekts des List-Institutes klammert Pullmann die im engeren Sinne wirtschaftlichen Probleme fast vollkommen aus. Konnte man von einem mit Rückendeckung israelischer Kreise arbeitenden Schweizer Forschungsinstitut noch am ehesten neue Daten erwarten, so berührt es um so peinlicher, daß der Verfasser ein Buch wie das von *Lau*¹¹⁾ nicht zur Kenntnis nimmt und nicht einmal die von *Drabkin*¹²⁾ vorgelegten Daten über die Bedeutung der Kibbuzim für die israelische Wirtschaft deutschen Lesern mitzuteilen für notwendig hält.

Er bietet einen im großen und ganzen zutreffenden Überblick über die historische Entwicklung der Kibbuzim und die insbesondere von *Yonina Talmon-Garber*, *Eva Rosenfeld* und *Amitai Etzioni* erarbeiteten Forschungsergebnisse über die soziale Differenzierung und das Entstehen einer Elite im Kibbuz. Seinen Ehrgeiz hat der Verfasser allerdings darauf konzentriert, einen eigenen Begriffsapparat, ja sogar ein theoretisches Modell zu erstellen, wobei dann der eigene Text selber erweist, daß es zur Analyse der Kibbuzim keiner Begriffe wie „habitatslastige multisektorale“ und „betriebsseitig omnisektorale Kooperation“ bedarf. Der oft verkrampfte, wissenschaftliche Jargon, die peinliche Sorglosigkeit in der Handhabung und Transkription hebräischer Ausdrücke machen die Lektüre streckenweise zur Qual. Entzückt von seiner Bezeichnung „Habitat“ für den Wohnbezirk, erteilt der Verfasser den Kibbuzim treuherzig den Rat, die „Fetischisierung der Einheit ‚Habitat/Betrieb‘“ aufzugeben. Und kommt er dann zu dem Schluß „Sollten in Israel, was die Kommunenbewegung doch im allgemeinen anstrebt, die Weichen im Sinne einer sozialistischen Umgestaltung des Landes gestellt werden, stünde auf jeden Fall der Überführung der Verbundbetriebe aus dem Übergruppeneigentum und

10) Martin Pullmann, *Der Kibbuz. Zum Strukturwandel eines konkreten Kommunetyps in nichtsozialistischer Umwelt*, Kyklos Verlag und J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Basel—Tübingen 1966. 186 S., Ln. 23,50 DM, brosch. 19,50 DM.

11) Eckart Lau, *Die Produktivgenossenschaften in Israel*. Düsseldorf 1960.

12) Darin-Drabkin, *The other society*, London 1962.

Gruppeneigentum ins öffentliche Eigentum kein Hindernis im Wege", so zeigt sich nicht nur eine erstaunliche Divergenz zwischen den einzelnen Bänden des Forschungsprojekts der List-Gesellschaft, sondern auch, daß Pullmann die Grundproblematik der Kibbuzim überhaupt nicht begriffen hat. Schließlich stellen die regionalen wirtschaftlichen Zusammenschlüsse für die Kibbuzim ein Mittel dar, ihre kommunitäre Lebensweise innerhalb einer kapitalistischen Gesellschaft soweit wie eben möglich zu retten, nachdem sie längst die Hoffnung aufgeben mußten, die Gesellschaftsordnung Israels in ihrem Sinne gestalten zu können.

Daß Pullmanns Buch dennoch eine Bereicherung der Kibbuzliteratur darstellt, ist einzig der Beschreibung der beiden Kibbuzim Dalia und Reschafim zu verdanken. Da es sich bei beiden um „sehr gute Kibbuzim" und — wie in der Literatur fast ausschließlich — um linkssozialistische Kibbuzim handelt, bestätigt sie wieder einmal, daß auch Wissenschaftler der Faszination des Bildes erliegen, welches gerade die Mapam-Kibbuzim von sich zu verbreiten verstanden haben.

IX

Die Bedeutung der Kibbuzim läßt sich merkwürdigerweise eher aus dem Werk von *Erika Spiegel*¹³⁾ über „Neue Städte in Israel" erschließen als aus dem Buche Pullmanns. Fast immer ist nämlich die Geschichte der neuen Städte, die seit der Staatwerdung gegründet wurden, mit den Kibbuzim verknüpft. Und zwar allein schon durch die Tatsache, daß die geschlossene genossenschaftliche Struktur eines großen Teiles der israelischen Landwirtschaft den Bau neuer Siedlungen für die unmittelbar nach der Staatsgründung hereinströmende, alle bisherigen Alijot überragende Einwanderungswelle im Anschluß an ländliche Siedlungen verhinderte. Die ersten neuen Städte lehnten sich fast ausschließlich an während des Unabhängigkeitskrieges ganz oder teilweise verlassene arabische Stadtkerne an, oder sie entstanden als Erweiterungen von Städten, in denen, wie in Safed und Tiberias, Juden und Mohammedaner lebten, oder schließlich als Neustadt der einzigen rein jüdischen Stadt im Landesinnern, Afula.

Diese 1925 mit großen Hoffnungen gegründete Stadt hatte seit langem erfahren müssen, daß die genossenschaftlichen Siedlungen, und vor allem die Kibbuzim, kein Hinterland für eine Landstadt darstellten. Auch heute noch bieten Afula und auch Quiriat Schmone, als „Stadt der Acht" nach dem eingangs erwähnten Trumpeldor und seinen Gefährten benannt, das einzigartige Bild, daß nicht die ländliche Bevölkerung zur Arbeit in die Städte pendelt, sondern die Stadtbevölkerung in die Kibbuzim, wo sie als bezahlte Arbeiter tätig sind. Andererseits haben gerade in Quiriat Schmone die umliegenden Kibbuzim entscheidend beim Aufbau einer eigenen Munizipalität geholfen. Die agrarisch ausgerichtete zionistische Ideologie der jüdischen Arbeiterbewegung "schlug sich nicht nur in der vollkommenen Hilflosigkeit nieder, mit der man die einzigen wirklichen Städte des Landes, Tel Aviv, Haifa und Jerusalem planlos wuchern ließ, sondern auch in dem Gartenstadtkonzept, das wider alle natürlichen Gegebenheiten auch in den neuen Städten verwirklicht werden sollte, mit der Folge, daß anstelle des erhofften freundlichen Rahmens sich sandig-lehmige Flächen — nicht immer ganz sauber, nicht immer frei von Unrat — erstreckten, ehe man schließlich zu Konzepten einer engeren Bebauung gelangte.

Das konstituierende Moment, die *conditio sine qua non* der „Stadt von morgen", der Garten, stellte sich ebenso als Blendwerk heraus wie das Prinzip der Nachbarschaft, welches dazu dienen sollte, die vorwiegend orientalischen Ländern entstammenden Einwohner untereinander und möglichst auch mit den wenigen europäischen oder bereits im Lande geborenen Einwohner zu integrieren. Die kleine Stadt ließ die Unterschiede nur

13) Erika Spiegel, *Neue Städte in Israel*, Karl Krämer Verlag, Stuttgart—Bern 1966. 192 S., Glanzfolienband 45,— DM.

noch schärfer hervortreten. Nach jahrelangem Zusammenleben sind spontane soziale Kontakte zwischen den ethnischen Gruppen selten, geselligen Verkehr gibt es praktisch nicht, Heiraten zwischen Angehörigen verschiedener Herkunft gehören — hier noch mehr als im übrigen Land — zu den Ausnahmen.

Daß sich eine zwischen dem einen und dem sogenannten „anderen Israel“ auftuende Kluft nicht bösem Willen geschuldet ist, illustriert *Simon Sachs*, der ja die neue Stadt Quiriat Gat sehr gut kennt: „Trotz ständiger Anleitungen von Sozialfürsorgern und Lehrern dauert es mitunter Jahre, bis eine (orientalische) Familie die minimalsten hygienischen Gepflogenheiten erlernt hat. Die Kinder aus westlichen Elternhäusern werden von ihren afroasiatischen Schulkameraden mit Läusen und Ekzemen infiziert. Es ist daher durchaus verständlich, wenn viele westliche Einwanderer die Entwicklungsstadt verlassen, um solcher unangenehmen Nachbarschaft zu entrinnen.“ Von wenigen Ausnahmen, wie beispielsweise Beer Schewa, der Hauptstadt des Negev, abgesehen, können die meisten der dreißig neuen Städte bisher nicht als wirklich konsolidiert angesehen werden, da keine ausreichende ökonomische Basis geschaffen wurde und eine hohe Fluktuation die Verwirklichung des siedlungspolitischen Planes, die Entlastung des Küstenstreifens, immer wieder gefährdet. *Erika Spiegel* empfiehlt eine Planung, die das Übergewicht der öffentlichen und freigewerkschaftlichen Unternehmen in Israel wirklich nutzt und vor allem durch eine konsequente Mietpreispolitik Anreize für die neuen Städte schafft.

Insgesamt bietet das Buch dank seiner detaillierten Darstellung sowohl der sozialen Voraussetzungen, des organisatorischen Rahmens als auch der städtebaulichen und architektonischen Entwicklung nicht zuletzt anhand vieler Photos, Skizzen, Tabellen und Karten einen weit über das Thema hinaus relevanten Einblick in die Probleme Israels. Bewundernswert ist die Präzision, mit der die Verfasserin die Tücken der israelischen Statistik aufzeigt. Beispielsweise sind für die Gesetzes-Nomenklatur anders als für die offizielle Statistik längst nicht alle neuen Städte „Neue Städte“, sondern nur die in den Entwicklungsgebieten. Wenngleich die Schreibweise hebräischer Namen den Rezensenten nicht zu befriedigen vermag, so wird sie hier im Gegensatz zu üblichen Praktiken wenigstens offen ausgewiesen und konsequent durchgehalten.

Dieses Buch setzt einen Maßstab für die Beurteilung zukünftiger Literatur über Israel, vielleicht sogar in Israel selbst, wo bisher im Kampf „der politischen und sozialen Kräfte ... nicht Argumente (als Waffen dienen), sondern vollendete Tatsachen, die dadurch, daß sie gesetzt werden, erzwingen oder verhindern, ... die alten Probleme umgehen, indem sie neue schaffen“. Immerhin lassen die Wandlungen in der Planung erkennen, daß auch in Israel Glaube allein, so sehr er Jahrzehnte hindurch eine bewegende Kraft war, nicht mehr genügt. Und auf die Dauer werden auch bei uns nicht Legenden, sondern nur *Wissen* Israel helfen.

*Ich kann freilich nicht sagen,
ob es besser werden wird,
wenn es anders wird; aber
soviel kann ich sagen, es muß
anders werden, wenn es gut
werden soll.*

Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799)